

FREIBURG

Unfall

Das Fünkchen Trotz flammte auf. Wilhelm drückte den Rücken durch, als sein Gegenüber fortfuhr: »Außerdem frage ich mich, was Sie mit Ihren Beinen überhaupt auf einer Leiter zu suchen haben.« Das rangehängte »Im Baumarkt!« spie er aus wie eine angefaulte Kirsche. »Sie sollten sich nach einem anständigen Beruf umsehen.«

»Bin dabei«, entgegnete Wilhelm, vielleicht eine Spur zu laut. »Ich werde Gitarrenbauer!«

»Sie und Handwerk? Vergessen Sie's. Suchen Sie sich etwas am Schreibtisch.« Der Orthopäde nahm das Röntgenbild vom Schirm, legte es in eine Papiertasche und füllte ein Formular aus. »Hier, Ihre Arbeitsunfähigkeitsbescheinigung. Gebrochen ist, wie gesagt, nichts, aber bis das Gelenk wieder völlig in Ordnung ist, das kann dauern. Wir sehen uns in vierzehn Tagen zur Kontrolle. Lassen Sie sich draußen einen Termin geben.« Wilhelm erhob sich abrupt. »Ach, noch etwas, Herr Meerbusch. Gehen Sie davon aus, dass Sie mit vierzig sowieso nicht mehr laufen können!« Obwohl Wilhelm die Tür heftig hinter sich zuzog, war nur ein gedämpftes »Flopp« zu hören. Sein Kopf war leer, nur dieses » ... sowieso nicht mehr laufen können« hallte nach. Wieso soll ich mit vierzig nicht mehr laufen können? Woher will der das wissen? Spinner! Vor zehn Jahren hätte er dem Arzt noch geglaubt. Mit dreizehn, als er die Sommerferien in Krankenhäusern verbringen musste. Aber heute? Nie im Leben! Nicht nach den langen Wanderungen, dem Trip durch Griechenland und der ausgedehnten Trampereise mit Sabine durch Irland. Wie stark hatte er sich danach gefühlt, stark und unbesiegbar. Unsterblich. Und jetzt soll ich an einen Schreibtisch? Never!

Wilhelm holte seine Jacke aus dem Wartezimmer. Vorsichtig steckte er die geschiente Hand durch den Ärmel

und schloss die großen Holzknöpfe mit der anderen. Den Terminzettel stopfte er samt Krankschreibung in die Tasche, stieg die zwei Stockwerke nach unten und ging zum Parkplatz. Die Schiene drückte. Nicht mehr laufen können? An einen Schreibtisch – Blödsinn! Ich werde auf jeden Fall Gitarrenbauer! Nichts anderes! Jetzt erst recht!

Die rechte Hand war so gut wie nicht zu gebrauchen. Handbremse, schalten, lenken – alles mit links. Wilhelm war trotz der Februarkälte nass geschwitzt, als er seinen Käfer im Industriegebiet parkte.

Ludwig, sein Arbeitskollege, saß im Aufenthaltsraum und genehmigte sich eine seiner üblichen, fünf bis sechs über den Tag verteilten Zwischenmahlzeiten. Ludwig trank ein Bier. Vor sich die BILD. »Und?«

»Kapselriss. Halb so wild.«

»Wie lange?«

»Zwei Wochen. Vorerst.«

»Ja wie?! Muss ich jetzt etwa den Laster allein abladen?«

»Wieso? War doch erst neulich einer da, ist doch alles voll.«

»Und das Sonderangebot am nächsten Wochend'? Hast du das vergessen, oder was? Vierfüfuneunzig der Quadratmeter, sechzehn dick, weiß beschichtet. Der Chef hat zweihundert Platten bestellt.« Ludwig gähnte und wischte sich mit den Fingern über die Nase.

»Muss der Chef eben selbst ran. Schadet ihm nicht, wenn der mal seinen Arsch bewegt, außerdem kommen die auf Paletten.«

»Aha, der Herr Student ist mal wieder besonders schlau. Und wie, bitt'schön, kommen die Platten von den Paletten rein?«

Ludwig hatte Recht. Wilhelm hatte die letzte Lieferung völlig verdrängt. Das Bücken, das Ziehen beim Aufrichten, das Stechen in den Hüften, wenn sie die Spanplatten durch das Tor und um die Ecke schleppten und sie nach Stärke

und Dekor sortiert in die Fächer schoben. Eine nach der anderen. Bis in die Nacht hatten sie zu zweit geschuftet, immer rein und wieder raus, das Ganze bei strömendem und peitschend kaltem Dezemberregen. Die nächsten beiden Tage hatte er sich krankgemeldet, die Schmerzen waren unerträglich geworden. In Knien, Rücken und Schultern stecken Wurfmesser.

»Da, jetzt trink noch eins mit, s'ist eh' gleich Feierabend.« Ludwig zog zwei Flaschen aus der Kiste, schob Wilhelm ein Bier über den Tisch und streckte ihm seine Zigaretten entgegen. Wilhelm schüttelte den Kopf, er rauchte nur schwarze Franzosen, wenn möglich mit Maisblatt. Er klopfte alle Taschen ab, musste aber feststellen, dass sie im Auto lagen. Widerwillig nahm er eine von Ludwigs Proletenkippen.

»Wiest'n das überhaupt passiert?«

Wilhelm überlegte für einen Moment, sich zu setzen, entschied sich aber, stehen zu bleiben, denn Ludwigs Fahne wehte ihm entgegen, und so wie dieser heute aussah, roch er wieder einmal besonders. »Beim Hochregal. War auf der Leiter, hatte zwei Bund von den Dreidreißigern auf der Schulter, als das blöde Ding ins Kippen kam. Konnte mich nicht mehr fangen und bin auf dem Stapel gelandet.«

»Ja mich lecksch' am Arsch. Da droben? Bei den Dachlatten. Das sind ja mindestens – ha, das wird gar nicht reichen! Da hast' aber noch mal Glück g'happ, hättest ja hin sein können! Also – Prost!«

Während Wilhelm am Bier nippte, trank Ludwig seine Flasche ohne abzusetzen leer und rülpste. Ludwig erhob sich. Seine Augen tränten, seine Hände zitterten, als er auf Wilhelm zukam. Wilhelm sah die Schwielen und den Dreck unter den gelben Nägeln. »Und nun?, was machste jetz' mit der freien Zeit?«

Wilhelm zog die Jacke enger und bemühte sich, von der Seite her und flach zu atmen. »Gesund werden, was sonst?« Wenn ich dem erzähle, dass ich nach Freiburg zu

meiner Freundin fahre, fängt der wieder mit seinen blöden Nutten an. »Ich muss dann mal! Mach's gut!« Er tippte mit der Hand an die nicht vorhandene Hutkrempe und ging ins Büro.

Die Sekretärin hatte schon Feierabend, deshalb klemmte er seine Krankschreibung an ihr Telefon. Nichts wie weg. Nur noch sechs Wochen – zwei davon geschenkt! Wilhelm verließ das Büro, wobei er darauf achtete, weder dem Chef noch einem anderen Mitarbeiter zu begegnen.

Es hatte geschneit. Feiner Puder bedeckte die Straßen, als Wilhelm sich auf den Weg zu seiner Freundin machte. Er schlitterte Richtung Schwarzwald. Dicke Flocken ab Donaueschingen, der Scheibenwischer rasselte, im Radio schon wieder dieses idiotische *MONEY-MONEY-MONEY* von Abba, als ob es kein anderes Lied mehr gäbe. Trotz der Kälte trug er wieder nur die Strickjacke über dem blau karierten Flanellhemd. Seit Sabine studierte, war diese Jacke Wilhelms wichtigstes Kleidungsstück. Um nichts in der Welt hätte er sie gegen einen gefütterten oder wasserdichten Parka eingetauscht. Mehr als ein Jahr ist sie darüber gegessen. Wie oft hatte sie zahlreiche Maschen auftrennen und neu stricken müssen, wieder und wieder Wolle dazugekauft. Alle paar Tage tauchte sie in Wilhelms WG auf, um Maß zu nehmen. Dabei berührte sie fast jedes Mal Stellen, die nichts mit der Jacke zu tun hatten – die Nadeln blieben dann für den Rest des Nachmittages im Wollknäuel stecken. Nur noch sechs Wochen!

Wilhelm schob den rechten Daumen ins obere Knopfloch. Die Hand war geschwollen und pochte. Er hätte im Bett bleiben sollen oder wenigstens den Arm hochlegen, aber die Sehnsucht war stärker. Er wollte Sabine überraschen und die Zeit mit ihr verbringen. Nebenbei können wir eine Wohnung suchen, ich besuche den Gitarrenbauer und sehe mich nach einer Werkstatt um, dachte er. In sechs

Wochen ist es so weit. Endlich werden wir zusammenziehen.

Sabine war nicht da, als Wilhelm gegen sechs in Littenweiler ankam. Lydia, ihre Mitbewohnerin, meinte, es könne spät werden, sie hätte ein Seminar und er solle in ihrem Zimmer warten. Wilhelm bat um ein Glas Wasser. Er legte sich auf ihr Bett und knüllte das Kissen zurecht. Es roch nach ihr. Das Kissen roch nach dem Parfüm, das er ihr zu Weihnachten geschenkt hatte. Sie mochte es also. Er schloss die Augen und sah sie. Sie kam langsam auf ihn zu, griff ihn an den Ohrläppchen, zog ihn zu sich heran und drückte ihre Lippen auf seine. Wie weich sie waren. Sein Herz begann zu klopfen und er vergaß die Hand. Er vergaß alles um sich herum. Die Textzeile eines seiner Lieblingssongs kam ihm in den Sinn, er sah Sabine und sich in den Rängen sitzen, während Peter Gabriel im Fantasiekostüm über die Bühne schwebte und dessen Stimme die Halle durchschnitt:

I NEED SOMEONE TO BELIEVE IN, SOMEONE TO TRUST

Sie kam noch näher, schmiegte sich an. Wilhelm spürte ihre kleinen Brüste und ...

»Was machst du denn hier?« Sabine stand unter der viel zu hellen Deckenlampe und riss Mund und Augen auf. »Ich denke, du musst arbeiten.« Kein Lächeln.

Wilhelm hob den Kopf und wedelte mit dem eingebundenen Arm. »Krankgeschrieben! Zwei Wochen für uns. Was sagst du?«

Sabine sagte nichts. Sie stellte ihre Collegetasche ab und warf den Mantel über die Stuhllehne. »Du machst Sachen.«

»Freust du dich denn nicht?« Wilhelm stützte sich auf die Ellbogen und suchte Sabines Blick.

»Doch, schon. Das kommt nur so – überraschend. Ich habe erst nächstes Wochenende mit dir gerechnet und mich für – für ein Seminar im Elsass angemeldet.«

»Seminar?«

»Ja, eher etwas Privates. Es geht um Umgangssprachen, Französisch im Alltag oder so ähnlich, aber ich kann es auch absagen.« Endlich lächelte Sabine. »Aber jetzt komm erst mal her und lass dich begrüßen.« Sie beugte sich über Wilhelm und griff nach seinen Ohrläppchen.

Der Ganter

Geier hatten sich über Nacht in den Rücken gekrallt und rissen Fetzen aus dem offenen Schädel. Ein Dolch steckte in der Blase, schwarze Sterne tanzten vor den Augen und irgendwer hatte ihm ein faules Ei auf die Zunge gelegt. Er lag auf einem Haufen Späne neben einer Kreissäge und war gefesselt. Finsternis umgab ihn, die Augen verklebt. Und dann dieses Dröhnen! Es dauerte, bis Wilhelm begriff, wo er war, dass er er war, und dass der Reißverschluss seines Schafsacks auf dem Rücken hing. In Schüben kam die Erinnerung. Stück für Stück setzten sich die Bruchstücke zu einem lückenlosen Bild zusammen. Schlimmer hätte es kaum kommen können!

Hals über Kopf war Sabine auf und davon, hatte sich an der Uni in einen Elektrostudenten verguckt, ging wohl schon länger. Der Gedanke, dass etwas nicht stimmte, kam Wilhelm nie in den Sinn. Viel zu sehr freute er sich auf die beiden Wochenenden im Monat. Die langen Tage dazwischen hatte er nur sie im Kopf und konnte die Freitage kaum erwarten. Raus aus dem Blaumann, Stulle und los. Selbst das Duschen hatte er verschoben. Er wollte so schnell wie möglich zu ihr und hatte sich während der Fahrt ausgemalt, wie das Wiedersehen werden würde. Wie sie sich in der kleinen Wanne vorne und hinten schrubben und die Seife herunterspülen würden. Ganz langsam. Bei dem weichen Schwarzwaldwasser dauerte es Ewigkeiten. Dann gegenseitig abrubbeln und in den Armen halten; später einen Badener, eine Gauloises, viele Kerzen und eine

lange zärtliche Nacht. Doch in den letzten Wochen kam es meist anders, den Wochen, bevor er seine Sachen gepackt und umgezogen war. Mal war sie müde, dann hatte sie eine wichtige Klausur und deshalb keinen Kopf. Ein andermal gab es Knatsch mit Lydia oder sie sagte, sie hätte ihre Tage. An denen war sie sowieso eher reserviert, immer schon.

Und nun war sie ganz weg. Seit drei Tagen. Und er saß mutterseelenallein und frierend in einem ausgeräumten Zimmer. Hinter sich den Schrank mit den leeren Fächern und das halbe Doppelbett, das erste Stück, das er für sie beide in der neuen, der ersten eigenen Werkstatt gebaut hatte. In der Hand den Brief, der auf dem Küchentisch gelegen hatte. Die paar Zeilen, mit Tinte geschrieben, in denen sie behauptete, es täte ihr unendlich leid, sie es nicht böse gemeint hätte, und dass er ihr die Heizkostenabrechnung zuschicken sollte.

An ihre neue Adresse!

Bei ihrem neuen Typen!

Und dann dachte er gar nichts mehr. Saß da und starrte aus dem Fenster. Sah den Schneeflocken zu, die sich auf den gerade aufgeblühten Krokussen niederließen und sie begruben. Immer mehr Schnee, bis nur noch einzelne Grashalme hervorspitzten, zartes Grün aus kaltem Weiß. Und das ausgerechnet am ersten Mai. Wonnemonat?

Dabei war alles so schön geplant gewesen. Sie an der Uni, er, bis zum Antritt der Lehrstelle, in der kleinen Werkstatt, um Regale und Kleinmöbel zu schreinern und mit Gitarren oder Dulcimern herumzuprobieren. Gerade mal vier Wochen! Bonjour Tristesse!

Wilhelm konnte die Tränen nicht mehr zurückhalten. Er wollte es auch nicht. Tags darauf kam Frau Reinacher und kündigte die Wohnung, sagte, sie hätte sie überhaupt nie vermieten dürfen, wäre gar nicht genehmigt gewesen. Die Beiden hätten ihr leidgetan. »Eigentlich müsstet ihr sofort ausziehen, aber ich gebe euch noch ein, zwei Wochen, bis ihr etwas anderes gefunden habt.«

Uns?! Wir?! Dabei war Frau Reinacher wirklich nett. Sie wollte sich von Wilhelm sogar einen kleinen Tisch bauen lassen. Die Größe wäre nicht so wichtig, meinte sie, aber es müsse Schwarzwaldfichte sein. Unbedingt. Es war sein erster Auftrag in Freiburg!

Wilhelm glich einer abgelegten Marionette, deren Fäden gerissen waren, als er sich Tage später auf den Weg nach Stegen machte. Er wollte auf andere Gedanken kommen, sich dem Gitarrenbauer in Erinnerung bringen und Werkstattluft schnuppern, wollte diese exotischen Holz- und Harzdüfte atmen. Vielleicht ist die zehnsaitige Spezialgitarre für den Kanadier fertig, dachte er. Vielleicht ist sie lackiert und besaitet und ich kann sie hören. Und er hoffte auf die Zusage, ab Herbst die Lehre beginnen zu können. Als Gitarrenbauer!

Wilhelm stieg die drei Stufen zum Werkstatteingang hinab und läutete, wartete und läutete nochmals. Niemand öffnete. Wilhelm wunderte sich. Er wäre immer da, immer bei der Arbeit, hatte der Gitarrenbauer beim letzten Mal gesagt. Eine Ausstellung vielleicht, oder im Urlaub? Wilhelm befielen Zweifel. Missmutig machte er sich auf den Rückweg. Seine Laune rutschte vollends zu Boden und kroch unter die Fußmatte. Wenn er mich im Herbst nun doch nicht nimmt? Hatte er nicht einen Japaner erwähnt, der zur Probe arbeiten wollte? Bestimmt bezahlt der ihn dafür, dass er dort lernen kann. Wilhelm sah all seine Hoffnung schwinden. Er starrte geradeaus und fuhr, ohne auf die Umgebung zu achten, zurück nach Freiburg. Erst auf der zweispurigen Schnellstraße Richtung Stadtmitte bemerkte er das Polizeifahrzeug, das aufgeschlossen, in Zeitlupentempo überholte, und ihn nun mit einer roten Kelle zum Halten aufforderte.

Was wollen die denn? Er ließ den Käfer ausrollen. An die Fehlzündungen hatte er sich gewöhnt, ebenso an das Rupfen der Lenkung und rosten tut jedes Auto irgendwann. Ansonsten war der Wagen soweit in Ordnung.

»Führerschein und Fahrzeugpapiere«, sagte der Jüngere, während sein Partner das Auto umrundete, alles inspizierte und besonderes die Reifen genauestens unter die Lupe nahm. Dann das Übliche: Blinker, Licht, Hupe, Warnblinkanlage. »Folgen Sie uns bitte!«, sagte der Ältere und fügte, nachdem Wilhelm Mund und Augen aufgerissen hatte, hinzu: »keine Sorge, junger Mann, nur bis vor in die Wilhelmstraße.« Dort angekommen, bat er ihn um einen Schraubendreher. Wilhelm stieg aus. Die Vorderhaube ächzte, als er sie anhub. Er kroch in das offene Maul des Käfers, durchwühlte den alten Schulranzen und reichte dem Polizisten das gewünschte Werkzeug. Dieser kniete sich nieder, schraubte in aller Ruhe die Nummernschilder ab und drückte sie Wilhelm samt einem Zettel in die Hand. »Das war's! Sie hören von uns.« Er tippte sich militärisch an die Kappe und fuhr mit seinem Kollegen davon. Wilhelm saß bewegungslos auf seinem Schlafsack am Straßenrand und starrte die Nummernschilder an. Was mach' ich jetzt damit? An die Wand nageln? An welche Wand?

Vier Zigaretten später musste er mit ansehen, wie ein Abschleppwagen sein Auto hoch hievte, auf die Ladefläche krachen ließ und losfuhr. Zurück blieb Wilhelm, eingehüllt in eine Dieselwolke. Mit dem Käfer verschwand auch sein letzter Rest Hoffnung.